

## Werk

**Titel:** Gräfin Elise von Bernstorff, geborene Gräfin von Dernath

**Jahr:** 1896

**Kollektion:** Autobiographica

**Digitalisiert:** Niedersächsische Staats- und Universitätsbibliothek Göttingen

**Werk Id:** PPN312429568

**PURL:** <http://resolver.sub.uni-goettingen.de/purl?PPN312429568>

**OPAC:** <http://opac.sub.uni-goettingen.de/DB=1/PPN?PPN=312429568>

**LOG Id:** LOG\_0134

**LOG Titel:** 1817

**LOG Typ:** chapter

## Übergeordnetes Werk

**Werk Id:** PPN312429398

**PURL:** <http://resolver.sub.uni-goettingen.de/purl?PPN312429398>

**OPAC:** <http://opac.sub.uni-goettingen.de/DB=1/PPN?PPN=312429398>

## Terms and Conditions

The Goettingen State and University Library provides access to digitized documents strictly for noncommercial educational, research and private purposes and makes no warranty with regard to their use for other purposes. Some of our collections are protected by copyright. Publication and/or broadcast in any form (including electronic) requires prior written permission from the Goettingen State- and University Library.

Each copy of any part of this document must contain there Terms and Conditions. With the usage of the library's online system to access or download a digitized document you accept the Terms and Conditions.

Reproductions of material on the web site may not be made for or donated to other repositories, nor may be further reproduced without written permission from the Goettingen State- and University Library.

For reproduction requests and permissions, please contact us. If citing materials, please give proper attribution of the source.

## Contact

Niedersächsische Staats- und Universitätsbibliothek Göttingen  
Georg-August-Universität Göttingen  
Platz der Göttinger Sieben 1  
37073 Göttingen  
Germany  
Email: [gdz@sub.uni-goettingen.de](mailto:gdz@sub.uni-goettingen.de)

Uebergang gefallen, und so ließ der galante alte Herr mir sogleich das Kompliment zu Füßen legen, daß er es für seine angenehmste Pflicht halte, sich gänzlich meinen Wünschen zu fügen.

So waren wir denn Alle sehr zufrieden mit der endlichen Entscheidung, und wenn mir auch Berlin bisher fremd geblieben war, so wollte es mir doch immer bedünken, als fühlte ich mich jetzt schon heimathlich dort.

Zwischen dem Einzuge daselbst und dieser Entscheidung aber lagen noch Monate, die uns unaussprechlich bange Stunden und schweres Herzeleid bringen sollten. Zuerst starb am 11. Dezember der ausgezeichnete Adolf v. Bülow, und so war diese Ehe getrennt, die mit viel Noth geschlossen und nicht ohne Kampf geblieben war. Die so tief fühlende Susanne war vernichtet und blieb es eine lange, lange Reihe von Jahren hindurch. Der Dezember hatte seinen grausamen Lauf noch nicht geschlossen, als auch die geliebte Tante Julia in Emtendorf ihren gesegneten Lebenslauf beschloß und heimging. Es brannte meinem Manne unter den Füßen, in das Trauerhaus zu eilen, um mit seinem vieljährigen Freunde zu weinen; aber diese armen Füße waren vom Podagra gelähmt und blieben es auch fast bis zu seiner Abreise nach Berlin. Doch brachte uns eben jene Krankheit einmal wieder das tief empfundene Glück ungestörten Zusammenseins. Unser holdes Bübchen war meinem Kranken eine gar angenehme Gesellschaft. Der Kleine spielte den ganzen Tag um den Vater herum, dem sein so inniges als sinniges Wesen besonders wohlthat. So kam uns die Genesung diesmal zu schnell; denn sie trennte uns.



1817.

Am 19. Januar 1817 mußte mein Mann nach Berlin abreisen, und am 9. Februar verließ uns auch Jochen, um nach Kopenhagen zu gehen. Ach, und nun kamen die schmerzreichen Wochen, in denen ich, getrennt von meinem Mann, seinen Liebling, unseren Alfred, leiden

und sterben sehen mußte. Am 9. März befielen ihn zum ersten Mal krampfartige Zustände. Es ging mir wie ein zweischneidig Schwert durch das Herz, und Alles, wie es werden würde, stand schon klar vor meiner Seele, als ich an jenem Nachmittag meinen so schön erblühten Knaben in meinen Armen halte, sein Bittern fühle. Er stand, von mir gehalten, auf einem Tabouretchen, um mit seinen Schwestern einen Guckkasten zu sehen, als ihn dieser Krampf befiel. Noch vier Wochen litt er, meistentheils auf dem Schoße seiner Großmutter; ein Krampf folgte dem anderen, bis sich am 4. April die geliebten Augen schlossen, nachdem der letzte so gefürchtete Kampf, Gottlob, leicht gewesen war. Hier will ich meinen Mann reden lassen. Er schrieb:

„Berlin, den 1. April 1817.

Dein Brief hat mein Herz mit unaussprechlicher Wehmuth erfüllt, Du Innigstgeliebte; denn nimmt er mir auch noch nicht alle Hoffnung für unseren lieben Knaben, so drückt er mir die steigende Angst Deines Herzens doch nur zu lebhaft aus, und schon ist mir, als ginge mir in Deinem Schmerze das Gefühl meines eigenen unter, wie bitter, ach, wie schneidend er auch ist! Denn dieser Knabe hat mich sehr angezogen, es war mir, als spräche mich in ihm eine edle Natur voll ernster Bedeutung an. Waren wir vielleicht zu glücklich? Hatten wir das erlaubte Maß irdischer Glückseligkeit überschritten? Bedurften wir der ernststen Warnung, um unsere Herzen von der warmen, innig empfundenen, aber schnell schwindenden Gegenwart abzuziehen und dem unsichtbaren Lande der Hoffnung, Ahnung oder Verheißung zuzuwenden? Wenn mir die Sonne jetzt so freundlich ins Zimmer scheint und mich draußen die laue Frühlingsluft tief aufregend umfängt und mir die Annäherung unseres so freudig gedachten Wiedersehens doppelt fühlbar macht, dann ist mir, als müßte mir das Herz springen bei dem Gedanken des Kampfes, der Dir bevorsteht, des Opfers, welches wir bringen zu müssen bedroht sind. Sage Dir in jedem Augenblick des Tages, Du süßes Herzenskind, daß mein Herz unverwandt bei Dir ist, daß jetzt und immer, nur was sich auf Dich bezieht, in meinem Herzen siegt, und daß, wie schneidend mein Schmerz auch sein wird, wenn das Gefürchtete uns trifft, ich für jeden Trost, für jede Stärkung empfänglich bleiben werde, welche durch Dich, durch Dein Herz, durch die fromme Fassung Deines Gemüths an mich gelangen wird!“

„Berlin, den 12. April 1817.

Es war vorgestern Nachmittag, Geliebteste, als ich Deine beiden mit immer steigender Angst erwarteten Briefe empfang. Der Zufall führte mir den letzten zuerst in die Hand, und als ich ihn erbrach, fiel mein Auge gleich auf Worte, welche mir Alles sagten, schon ehe ich den Brief entfaltet hatte. Ach, ich kann es Dir nicht verhehlen, es fuhr mir in diesem Augenblick ein glühendes Schwert durch das Herz, und es war mir, als könnte ich es nicht fassen, nicht ertragen, das liebliche Bild des holdseligen Knaben, zu dem in den letzten vier glücklichen Monaten jeder Tag mein Herz fester hingezogen hatte, mir als ein nie wiederkehrendes zu denken, schon als ein schwindendes festhalten zu müssen. Und was ich auch geahnt, gefürchtet, ach, so bestimmt vorausgesehen hatte, — wie weit reicht der Schmerz der letzten Gewißheit über ein solches Vorgefühl hinaus! Und wie schmolz mir das Herz, als ich dazu kam, Deinen himmlischen Brief zu lesen! Da faßte mich ein aufrichtiges, lebendiges Streben, mich unter der Gewalt des bitteren Schmerzes Deiner werth zu zeigen. Ja, Du liebe Holdselige, was Du in Deinem liebevollen, tief verwundeten Herzen fromm und würdig trägst, das soll auch mir nicht zu schwer werden; denn ich fühle es wohl, Dein Schmerz ist rechter Art, in ihm siegt die reinste und höchste Liebe, und so liebenswürdig stehst Du in Deinem frommen Kummer vor mir, daß die Liebe und Sehnsucht zu Dir in meinem Herzen heller als je aufgeblüht ist, und mir so aus dem brennenden Schmerze selbst neue Wonne quillt. Ja, Du Einzig-Geliebte, auch nach meinem Gefühl heftet sich der Glaube der Christen an das, was unsichtbar, ewig lebendig ist, auch in meinem Herzen lebt die Hoffnung, daß die Blüthen, welche von dem Baume des irdischen Lebens fallen, uns nicht verloren sind. Und immer sage ich mir in diesen Tagen wieder, daß, wenn es wahr ist, wie wir es hoffen dürfen, wie das glühende Bedürfniß unserer Herzen es uns zu verbürgen scheint, daß das verheißene Band der Unsterblichkeit sammelt und vereinigt, die sich hier liebten und nicht entbehren konnten, o, so können wir nicht zweifeln, daß unsere treue Seraphine unseren lieben Knaben schon empfangen hat, ihn liebt, wie sie unsere Kinder schon hier liebte, und ihn uns bewahren wird, bis auch uns die Hülle der Sterblichkeit sinkt und uns erfüllt wird, was wir hofften, ahnten und glaubten. Wenn ich bedenke und mir zurückrufe,

was sich in unserem Alfred, ungeachtet seiner gehemmten Entwicklung nach außen, vom freundlichen Ernste und inneren bedeutungsvollen Leben so lieblich rührend aussprach, so ist mir, als habe er in sich getragen, was das wahre Wesen und die Seele unserer Liebe enthält, und als müsse sein Andenken uns theuer und heilig sein, auch als ein Pfand mehr dessen, was unsere Liebe nur irgend wahrhaft Lebendiges, Geistiges und Ewiges hat.

Wohl muß unser Streben nach Vereinigung jetzt über Alles siegen! Die vorgestrige Post hat mir infolge der Verwendung Jochens und Gerhardinens, der beiden Junigtreuen, die Erlaubniß gebracht, zu Dir zu eilen!“

Am demselben 12. April, wo mein Mann mir so herzerreißend schrieb, war endlich mein armer lieber Vater in Kiel angekommen. Er betrauerte schmerzlich mit mir den zweiten männlichen Enkel; ach! es war ihm noch ein dritter Schmerz der Art vorbehalten! Jetzt war er auf alle Weise niedergeschlagen; denn auch seine neue Bestimmung, nämlich die eines dänischen Gesandten am spanischen Hofe, beglückte ihn nicht.

Die Trennung von dem theuren Vater ward mir schwer. Am 28. April, als wir Alle trüben Herzens Kiel verließen, zog der Geliebte vorerst nach dem Norden. Meine Mama dagegen begleitete mich auf dem Beginn meines Zuges nach Süden bis Dreylückow, wo wir uns einige Wochen aufhielten. Hier traf auch Seraphinens Nachfolgerin, Sophie Legrand, aus der französischen Schweiz, zu uns, die neun Jahre als treue Erzieherin unserer Töchter unsere liebe Hausgenossin blieb.

Unsere weitere Reise war durch Hitze und tiefen Sand beschwerlich; denn damals gab's noch keine Chaussee. Indes erreichten wir das Ziel Berlin ohne Unfall. Auf einer der letzten Stationen ward uns gesagt, es sei eine Brücke in Reparatur, und wir müßten daher den Umweg über Spandau und Charlottenburg nehmen. Mein Mann eilte mit Sophien voraus, um das letzte schlechte Nachtquartier zu vermeiden, mehr noch, um in Berlin Alles zu meinem Empfange in Bereitschaft zu setzen.

Mit meiner Ankunft in Berlin beginnt in meinem Leben ein neuer Abschnitt, der freilich gerade erst ein Jahr später so recht bedeutend werden sollte.

Mit Grauen fuhr ich in die Festung Spandau ein. Es war mir eingefallen, daß mein Mann bei der eiligen Trennung den Paß mitgenommen, und nun meinte ich halb ernst, halb scherzhaft, man könne mich wohl dort, wenn ich mich nicht zu legitimiren wüßte, einsperren.

Der Anblick und das Kettengeklirr der Festungsgefangenen erschreckten mich. Glücklich durch Spandau durch, verdroß es mich immer noch, Sand und nichts als Sand zu sehen. Endlich blickt ein schönes Schloß zwischen Anpflanzungen hervor; wir fragen nach dem Namen, und siehe, es ist jenes Charlottenburg, welches ich als den Lieblingsaufenthalt der hochseligen Königin Luise kenne. Die Fahrt wird von nun an reizend. Zuerst zieht sich der Weg längs der Spree, die dort den Schloßgarten begrenzt; dann führt er durch das freundliche Fleckchen Charlottenburg und von da an durch Alleen, die durch den Thiergarten bis an das schöne Brandenburger Thor reichen. Beim Einbiegen in die letzte Wendung erblicken wir die hochschwebende Siegesgöttin, ohne noch das Thor, auf welchem sie weilt, zu sehen. Eine wunderbare Erscheinung dünkte sie uns, die wir uns nicht gleich zu erklären wußten. Erst als wir näher kamen, erkannten wir das Palladium Berlins, die Quadriga, die durch ihre Entführung nach Paris und ihren triumphirenden Wiedereinzug und feierliche Aufstellung eine doppelte Bedeutung und Berühmtheit erlangt hatte. Hübsch war das Spiel des Schicksals, welches uns die Reparatur der Brücke in den Weg warf, damit wir Berlin von dieser schönen Seite zuerst kennen lernen und einen gewissermaßen festlichen Einzug halten mochten.

Eben durch das Thor eingezogen, glauben wir den Beginn eines Festes wahrzunehmen; wir sehen unzählige Equipagen vor dem ersten Hause rechts, einem stattlichen, mit einer Rampe versehenen Palais auffahren. Wir fragen den Postillon, was es denn gäbe. „Ei“, antwortete er, „das ist unser alter Fürst Blücher, der gastirt.“ Nun war das Fragen an ihm: „Wohin geht's denn? ist Ihre Wohnung weit weg?“ „Ei doch nein, dort gleich jenes Haus ist es, das dritte unter den Linden links.“

Hier nun empfing mich mein Mann, der mir Alles so schön bereitet hatte, und der sich jetzt herzlich freute, mich in das hübsche Quartier,

welches ihm Amerikas\*) für den Sommer überlassen hatten, einführen zu können. Sie war in der That allerliebste diese Wohnung, und ich bedaure es noch, daß sie zerstört worden ist; man hat das untere Stockwerk durchgebrochen, um eine Straße, die Neue Wilhelmstraße, hindurchzuführen; die mir einst so lieben oberen Räume enthalten jetzt Restaurationen.\*\*) Kaum ein wenig eingerichtet und eingewohnt, mußte ich in die Welt hinaus; denn die Kollegen meines Mannes und seine früheren Bekannten brannten vor Ungeduld, die Frau ihres hochverehrten Bernstorff kennen zu lernen.

Bei den Freunden aus der vergangenen Zeit führte mich mein Mann selbst ein, und Viele stellte er mir vor; darunter nenne ich vorzugsweise den General Gneisenau. Noch sehe ich dieses edle Paar vor mir, wie es vom anderen Ende eines Gesellschaftssaales auf mich zuschritt, sehe den Ausdruck der freudigsten Befriedigung, mit dem mein Mann mir Gneisenau nannte, vertrauend, ich würde seine Empfindung theilen und dem Helden etwas sagen, was diese einigermaßen ausdrückte; denn ich war doch eigentlich nicht mehr das stumm verlegene Wesen, welches in Wien mit so großer Blödigkeit debutirte; aber ich sagte gar nichts, er auch nicht, und so gingen wir unbefriedigt auseinander! Einige Zeit darauf aber, auf einem Souper bei Dmptedas, wo ich, da es keine Spielgesellschaft war, länger als gewöhnlich blieb und beim Abendessen zwischen Dörnberg und Gneisenau saß, ward der Grund gelegt zu einer Bekanntschaft mit dem liebenswürdigen, herrlichen Manne, die uns bald die wertheste in Berlin ward und blieb, bis die grausame Cholera ihn uns, ihn dem Vaterlande den 23. August 1831 entriß.

Fürst Blücher war einer der Ersten gewesen, der uns aufgesucht hatte. Um der drei Großnichten willen begrüßte er uns als Verwandter, und wahrlich, wir hatten ja auch wie Verwandte an seinem Bruder gehandelt, der am 30. Dezember 1808 unter unserm Dache gestorben war.

Die französische Gesandtin Marquise de Bonnay wollte mich bei des Fürsten Gemahlin einführen; wir lassen uns melden. Eine noch recht schöne, sehr würdige Frau edlen, hohen Wesens kommt uns ent-

\*) Die verwandte Gartower Familie Bernstorff, nach der Hausmutter Amerika, geborenen v. Kiedesfel.

\*\*\*) Das Haus ist später abgerissen worden.

gegen. Wie erstaune ich aber, als die Fürstin ohne alle Verlegenheit deutsch die französische Anrede der Bonnay beantwortet.

Ich hatte auf Anrathen meines Mannes Madame de Bonnay gewählt, um mich durch sie am Hofe und in der Welt vorstellen zu lassen. Der Etiquette gemäß mußte es eine Kollegin sein, die diese unbequeme und höchst lästige Aufgabe übernahm. Zu keiner der anderen Damen stand ich in irgend einer Beziehung, keine hatte ich früher gekannt.

Ihre freundlich übernommene Aufgabe war, weil der Hof so wenig zahlreich war, auch weit geringer, als ich es erwartet hatte und als sie in einer anderen Jahreszeit gewesen wäre.

Wir hatten eine Audienz bei Prinzess Wilhelm, Schwägerin des Königs, eine bei der Prinzessin Charlotte, der Tochter, und eine bei Prinzessin Friederike, der Nichte des Königs, späteren Herzogin von Anhalt-Dessau. Das war Alles; denn Alexandrine und Luise waren noch Kinder.

Bald nach dieser Vorstellung bei Prinzess Charlotte ward der ganzen Gesellschaft eine Abschiedscour bei ihr angesagt. Sie stand im Begriff, als Braut des Großfürsten Nikolaus nach Rußland abzureisen. Dort sollte sie zur griechischen Kirche übertreten, den Namen Alexandra Feodorowna annehmen und den 13. Juli vermählt werden. Höchst rührend schien mir der Abschied dieser jungen interessanten Prinzess von den ihr heiß nachweïnenden Damen der Gesellschaft. Es blieb kein Auge trocken, am wenigsten das ihre; doch war die Fassung zu bewundern, mit der diese junge Fürstin sich zu halten und ihre Cour von Anfang bis zu Ende sehr würdig durchzuführen wußte.

Doch nun ist es Zeit, daß ich den Leser mit unseren Kollegen bekannt mache.

Zuerst nenne ich die Gemahlin des niederländischen Gesandten, des Grafen Berponcher, und zwar muß ich hier meinen früheren Ausspruch, als seien mir alle meine Kolleginnen fremd gewesen, zurücknehmen. Die schöne Abelaide hatte ich in Wien als Fräulein v. Keede gekannt. Aber eben weil ich so gewohnt war, sie als Berlinerin anzusehen, hatte sie sich meinem Gedächtniß nicht gestellt, als ich von meinen Kolleginnen sprach. Wir haben uns einander nie sehr genähert, und ihr Haus war damals ganz geschlossen. Der englischen Gesandtin Lady Rose matronenhafte Anmuth zog mich sehr an. Ihre Familie



sagte mir auch so sehr zu, wie eine fremde es thun konnte. Rose selbst war ein gutmüthiger Schwäger.

Die Schweden, das Taubesche Ehepaar, fand ich gar zu trübselig. Hagfeldt hatte von ihm gesagt, „que Jérémie à côté de lui aurait été un buffon“, und sie, meine Landsmännin, war auch sehr weinerlich. Nach Verlauf eines Jahres ungefähr kehrten sie in ihre Heimath zurück, und einige Jahre später führte er uns, auf der Durchreise nach Karlsbad, seine dritte Frau, eine junge hübsche Schwedin, zu.

Der darmstädtische Gesandte, ein Baron v. Senden, hatte wie sein holländischer Kollege eine reiche Preussin und zwar ein schlesisches Fräulein v. Knobelsdorff geheirathet, die mir mit großer Freundlichkeit entgegenkam. Ihr Mann sah damals schon wie ein Sterbender aus, hat aber doch noch lange Jahre gelebt und sich's nicht anfechten lassen, daß ihm schon einmal sein Leichenbegängniß gezeigt worden war. Ihm begegnete nämlich ein Trauerzug; er fragte einen Unbekannten, wen man da begrabe. „Ei, wißt Ihr denn nicht, daß der alte Baron v. Senden endlich gestorben ist und nun begraben wird?“ Die Frau v. Thun, deren Mann jetzt eben die größte Erbschaft gemacht hat, die man in unseren Landen je erlebt, ist die zweite Tochter dieses Ehepaars.

Die badische Gesandtschaft konnte mir kein Interesse abgewinnen; daher weiß ich auch hier nur den Namen von Herrn und Frau v. Stockhorn zu nennen.

Portugal hatte einen Herrn Lobo de Silveira, Grafen v. Oriola zum Vertreter (dieser blieb später ganz in Preußen).

Württemberg ward durch einen General v. Bismarck, Sardinien durch einen alten Grafen Castel-Asfiere repräsentirt.

Von Sachsen aus war ein Herr v. Globig kürzlich erst nach Berlin gesandt worden. Wie die Wache ihn am Thor nach seinem Namen fragte, antwortete er: „Ich bin der sächsische Gesandte Globig!“ „Ja“, hatte die Wache geantwortet, „wenn Sie's nur globen, das kann uns nicht helfen.“ Sein Legationssekretär v. Minikwitz war verheirathet mit einer hübschen Frau, die aber durch ihren Tod einer noch hübscheren Platz gemacht hat.

Der bayerische Gesandte Graf v. Rechberg war unverheirathet. Als dem Bruder unseres Wiener Kollegen brachten wir ihm ein wahres Interesse

entgegen; aber er war für den Umgang durch seine Zerstretheit gänzlich unbrauchbar.

Zuletzt nenne ich den russischen Gesandten, den Grafen v. Alopeus. Er war seinem älteren Bruder, bei dem er Legationssekretär gewesen war, auf diesem Posten nachgefolgt, während jener, der Besitzer des Hauses 76 in der Wilhelmstraße, trotz des großen Verdrusses, den er über diese Bevorzugung seines Bruders empfand, sich nicht entschließen konnte, Berlin zu verlassen. Der Gesandte war stolz auf die Schönheit seiner Gemahlin, geborenen v. Wenkster, und schien nie glücklicher, als wenn er ihren Salon mit Bewunderern angefüllt sah. Diese gefährliche Eitelkeit des Gemahls war dem Rufe der gewiß untadligen Frau höchst nachtheilig geworden und hatte sie auch früh die alle wahre Einfachheit und Naivetät des Charakters zerstörende Gewohnheit annehmen lassen, immer glänzen, immer gefallen, immer auf Händen getragen sein zu wollen.

Mit gespannter Neugierde zwar ob der viel gerühmten, auch von meinem Mann so bewunderten Schönheit, aber mit einem Mitleid, welches diese Neugierde bei Weitem überwog, trat ich dieser gefeiertsten Schönheit unserer Zeit entgegen und nahm mir vor, mich nicht etwa durch ein stolzes Wesen abschrecken zu lassen. Aber wie ein Nebel vor der Sonne zerrann jedes ungünstige Vorurtheil vor ihrer Erscheinung, die an Vollkommenheit Alles übertraf, was ich je gesehen, ja was meine Einbildungskraft mir vorgebildet hatte; denn mit den regelmäßigsten und feinsten Zügen, mit dem schönsten Ebenmaß aller Gliedmaßen, mit einer unnachahmlichen Grazie, einem Wohlklang der Stimme, die wie Musik ertönte, verband sie die einnehmendste Freundlichkeit und einen Liebreiz, die mich ganz und gar bezauberten. Ich fand lange meine Unbefangenheit nicht wieder und ließ mich gern in Bewunderung dieses Meisterwerks der Natur gehen. Es war eine Harmonie in ihrer ganzen Erscheinung, eine so makellose, so anmuthige Vollkommenheit ihrer Formen, daß ich in ihr den Liebling der Schöpfung zu sehen glaubte und zweifelhaft blieb, ob der Reiz ihrer Schönheit oder der Liebreiz ihres Wesens sie mehr schmückten.

Von dieser holden gehe ich über zu der guten Alopeus, der Schwägerin meiner Schönen. Fast gespensterhaft, bleich, hager und leise, hätte ihr Aeußeres mich zurückstoßen können, wenn sie mir nicht,

um ihrer alten Bekanntschaft mit meinem Mann willen, so sehr freundlich entgegengekommen wäre. Auch besaß sie das Talent, recht angenehme kleine Theezirkel in ihren Salons zu vereinen. Wenn ihr Mann auch gar nichts zu der Annehmlichkeit dieser Kreise beitrug, so schmückte die Anwesenheit seiner Tochter, Natalie Benkendorff, deren Mann ein sehr liebenswürdiger Gesellschafter war, sie desto mehr. Des Hausherrn Kommen und Gehen, sein plötzliches Erscheinen und Wiederverschwinden in dem Salon seiner Frau blieb mir damals räthselhaft. Später, als eben dieser Salon mit allen seinen Geheimnissen der meine war, da erklärte ich es mir, wie er von seinen Zimmern sich hinauf geschlichen, hinter den Vorhängen, welche aus dem Cabinet ein Zelt machten, sich seinen Eingang lautlos gebahnt habe und nachher von der anderen Seite wieder hinuntergewandert sei. Die freundliche Wirthin zeigte mir eines Tages ihren schönen Garten, und als sie meine Freude darüber bemerkte, bot sie mir an, ihn, soviel ich wollte, auch mit meinen Kindern zu benutzen. Seitdem erinnerte ich mich immer mit Vergnügen des heiteren Eindruckes, den dieser schöne Garten und das hübsche Familienleben, das darin geführt wurde, damals auf mich machten. Den kleinen Konstantin Benkendorff fanden wir auf dem Rasen beim Eingang zum Gemüsegarten gelagert, und ich freute mich des Jubels von Kind, Eltern und Großeltern über diese Begegnung. Damals ahnte ich nicht, wie dieser Garten mir durch unser eigenes Familienleben geheiligt werden würde.

Der jetzige Besitzer, Alopeus der Aeltere, hatte Haus und Garten angekauft in Zeiten, wo Grundstücke und Häuser in Berlin wenig Werth hatten, und das Haus durch Umbauten, den Garten durch neue Anlagen sehr verschönert. Dieser Besitz wahr es wohl, der ihn bisher in Berlin fesselte.

Doch ich sehe, daß ich noch einen unserer Kollegen zu nennen vergaß, Ompteda, den hannoverschen Gesandten, einen sehr guten Mann und besonders angenehmen Gesellschafter, nur gedrückt durch sein Verhältniß zu der etwas älteren und sehr eifersüchtigen Frau, das er mit großer Geduld ertrug; er hatte schon zu ihr, der Gräfin Solms-Sonnenwalde, geborenen Gräfin Schlippenbach, eine heiße Neigung gefaßt, noch ehe der Mann die Augen geschlossen hatte. Von ihr ward uns ein äußerst zuvorkommender Empfang; denn sie rühmte sich der früheren

Bekanntschaft mit meinem Mann als einer Freundschaft, die fortzusetzen ich jedoch nicht geneigt war.

Unter denjenigen, deren Häuser uns offen waren, muß ich hier vor Allen die vortreffliche alte Ministerin v. d. Reck und ihre bei ihr wohnende Tochter Ernestine Stolberg anführen. Meines Mannes Erwartung, daß ich mich sehr zu diesem anmuthigen Wesen hingezogen fühlen würde, traf vollkommen ein, und ich freute mich des verwandtschaftlichen Verhältnisses zwischen uns. Doch bald verwandelte sich die damals so wohlthuende Heiterkeit des Hauses in tiefen Schmerz; denn die Nachricht lief ein, daß der Gemahl in Karlsbad am 19. August an einem hitzigen Nervenfieber gestorben sei. Sein Bruder Anton war hinzugeeilt, aber nur, um ihn in seinen Armen vercheiden zu sehen.

Die mit der Reckschen sehr befreundete Familie Dönhoff war mir längst, ehe ich sie gesehen, bekannt und hatte mich durch ihre Schicksale ungemein interessirt. Am 18. Juni 1815 raffte die grausame Schlacht bei Bellealliance den Bruder der Gräfin, den Grafen Schwerin, hinweg, der zugleich durch die Heirath mit seiner Nichte Sophie, der ältesten Tochter, der Schwiegerohn des Hauses geworden war. Noch waren die Thränen um seinen Verlust nicht getrocknet, als der Familienvater starb. Ganz kurz darauf, den 25. Juli 1816, entriß der Tod im Duell den einzigen Sohn und Bruder. Ich hatte eine herzerreißende Erzählung dieses Unglücksfalles aus der Feder der Gräfin Sophie, Wittve des Grafen Schwerin, gelesen in Briefen, die an Tante Luise Stolberg gerichtet waren. Da Gräfin Dönhoff mich bei meinem ersten Besuche Unwohlseins halber nicht hatte annehmen können, ließ sie mich zum Thee einladen. Die durch ihr Alter ehrwürdigen Hausdiener, die Flucht von alterthümlich reich möblirten und mit den schönsten Gemälden behangenen Zimmern im Dönhoffschen Hause, Wilhelmstraße 63, dies Alles stimmte ganz zu meiner Erwartung. In dem dritten dieser Gemächer empfingen mich die drei unvermählten Töchter des Hauses, große stattliche Figuren, zwei von ihnen auch hübsch, wenn mir gleich diese Bezeichnung fast als zu weltlich für sie erscheint. Beim Eintritt in den ovalen Saal, mit dem Balkon nach dem Garten hinaus, erblickte ich eine Matrone auf einem Sessel, ziemlich in der Mitte des Gemachs an einem kleinen Tische sitzend. Diese geisterhafte Frauengestalt erhob

sich langsam und schien mir immer größer und größer zu werden, und ich wußte nicht, war es die gefürchtete weiße Frau, der ich mich nähern mußte, oder eine freundliche Fee. Der letzte Eindruck siegte bei der Liebenswürdigkeit ihres Empfanges, und mir ward recht wohl in diesem Hause, worin ich neben einer antiken und recht adeligen Würde nur Freundlichkeit fand. Die dort von so Manchem gefürchtete Steifheit existirte wirklich gar nicht, kein abgemessenes Formenwesen, sondern nur eine vornehme, edle Haltung, die keine Gefühlsäußerung ausschloß. Mehr und innigere Theilnahme habe ich nirgends gefunden als in diesem Hause. Den Eindruck, den die Gräfin Mutter zuerst auf mich machte, kann ich nur mit ihrer todbleichen Matronenschönheit, ihrer langen hageren Gestalt und dem außergewöhnlichen Anzug rechtfertigen: eine kleine Schneppenhaube von altmodigen Points, ein faltenreiches grau-seidenes, sie bis an das Knie verhüllende Kleid, eine lange, starke goldene Kette, an der ein großes Kreuz hängt u. s. w.

Mir stand in Berlin so ziemlich die Wahl frei, welchem Kreise ich mich anschließen oder wie ich selbst einen um mich herum bilden wollte. Fürs Erste war mir aber nur Ruhe wünschenswerth, und da mein Mann darin ganz meine Neigung theilte, so mischten wir uns eben nur, soviel es unumgänglich nothwendig war, in das gesellige Treiben und lebten im Uebrigen sehr häuslich. Die Nähe des Thiergartens war uns sehr angenehm; wir kümmerten uns wenig um die Geseze des guten Tones, ließen uns dort oft auf ganze Stunden nieder und lasen, während die Kinder um uns her spielten. Manchmal lustwandelten wir auch bei Mondschein noch unter den Linden. Das Wogen der Spazierenden auf dieser Promenade erfreute nicht nur die Kinder, sondern auch uns. Besonders am Sonntag war sie sehr belebt.

An den großen Schlacht- und Erinnerungstagen aber war uns die Aussicht aus unseren Fenstern besonders viel werth. Damals wurden diese Tage noch alle mit Paraden gefeiert; die Truppen, auch die Potsdamer Garnison rückte dazu jedesmal herüber, waren vom Thor bis an das königliche Palais aufgestellt. Der König wurde, wenn er in seiner schönen, imponirenden Haltung vorbeiritt, mit lautem Jubel begrüßt. Nicht ohne tiefe Bewegung sahen wir diese braven Truppen, deren Heldenthaten noch in so frischem Andenken standen, ihren Fürsten und in seinem Gefolge viele ihrer Anführer. Unsere Empfindung war die:

eines reinen Wohlgefallens. An dem Tage nach meiner Ankunft führte mich mein Mann in den Thiergarten und zeigte mir dort die fast allein spazierende Prinzess Wilhelm, auf deren Bekanntschaft ich nach Allem, was man mir von ihr erzählt hatte, sehr gespannt war. Doch mußte ich mich noch lange gedulden, ehe mir dieser Wunsch erfüllt ward; denn in der kurzen Audienz mit Madame de Bonnavy zeigte sich die edle Prinzess ziemlich steif und war wenig mittheilend.

Im Anfang meines Berliner Aufenthaltes lud Fürst Blücher uns zu einem großen Diner und setzte mich durch seine Beredsamkeit in Erstaunen. Beim Ausbringen der Gesundheit stand der alte Held auf und hielt bei jedem neuen Toast eine Rede, wanderte um den Tisch, um mit jedem Einzelnen Worte des Scherzes oder des Ernstes zu wechseln, und war äußerst liebenswürdig. Die Dekoration seines Saales, die in Frankreich erbeuteten lebensgroßen Bilder der Schwestern Napoleons und seiner Stieftochter Hortense, von Gerard, konnte mir, wenn die Bilder auch sehr schön gemalt waren und sehr schöne Weiber darstellten, durchaus nicht gefallen.

Es war am 1. August, als meine jüngsten Kinder, die mit dem alten Kammerdiener Hansen in die Stadt spazieren gegangen waren, eilends zurückkamen, um mir den Brand des Schauspielhauses zu verkündigen. Ich bereue es noch, nicht hingeeilt zu sein, um, da ich nicht helfen konnte, doch etwas von dem schönen Anblick zu haben. Allein die Sorge, ob das Feuer sich wohl ausbreiten und bis zu uns herüberzüngeln würde, erfüllte mich gänzlich. Sehr bald lag das mächtige Gebäude in Asche, und als der Präsident v. d. Reck die Trümmer in Augenschein nehmen wollte, stürzte er in einen mit Schutt leicht zugedeckten Keller und hatte von Glück zu sagen, daß er mit einem gebrochenen Beine davonkam. Von dem brennenden Schauspielhause sei mir erlaubt, auf die Berliner Kirchen überzugehen. Wie oft habe ich die innigste Erbauung darin gefunden! Mein lieber Mann begleitete mich, so oft er sich wohl genug dazu fühlte, obwohl er nirgends und auch in dieser Hinsicht nicht gern Beschränkung der Zeit und des Raumes duldete.

Theremin, der damals kürzlich von der französischen zu der deutschen Gemeinde übergetreten war, sprach mich ganz besonders an. Nie vergesse ich es, wie ich in die damals noch alte Werdersche Kirche, in der

er zu der Zeit predigte, trat, alle Plätze besetzt fand und betrübt wieder hinaus wandern wollte, als mich ein armes altes Mütterchen am Armel zupfte und mir einen Platz neben sich einräumte, — wie ich da von dem Worte Gottes, welches in so beredter und inniger Sprache vorgetragen wurde, so tief ergriffen ward! Ich glaube, an diesem Tage war der Text von den klugen und thörichten Jungfrauen, ein anderes Mal vom Samariter u. s. w. Prediger Ritschel, der mir als der anerkannt vorzüglichste Religionslehrer und als derjenige genannt war, an den man sich vor allen Anderen zu wenden hätte, um Kinder einsegnen zu lassen, wollte mir als Redner durchaus nicht gefallen; darum wandte ich mich ganz von seiner Kirche ab, obgleich ich mir gleich dort Plätze zugelegt hatte, auf denen vielleicht noch mein Name steht. Plätze besitze ich aber auch noch in mancher anderen von mir verlassenen Kirche.

So gesegnet das kirchliche Leben in Berlin auch ist und es von Jahr zu Jahr mehr wird, so arm ist diese Hauptstadt der preussischen Monarchie an schönen Gotteshäusern; außer der Marienkirche und dem grauen Kloster giebt es in Berlin keine alte, schöne Kirche. Die Gründung und Erbauung eines Doms ist der Regierung des Kronprinzen vorbehalten!

Gern kehre ich nach dieser Abschweifung zurück zu dem schönen Sommer 1817, den ich, wie später keinen wieder, so recht im Genuß der Häuslichkeit, des schönsten ungestörten Familienlebens zubachte, und an den auch mein Mann eine schöne Erinnerung behalten hatte.

Unter dem Wenigen, was mir noch davon zu erzählen bleibt, nenne ich eine abermalige Trennung von meinem lieben Mann. Er glaubte, die Verpflichtung zu haben, dem Könige von Dänemark seine Aufwartung zu machen, als dieser sein neu erworbenes Herzogthum Lauenburg zuerst besuchte.

Nun rückte die Zeit der Heimkehr unserer Verwandten und Hauswirthe heran, und also zugleich der Zeitpunkt, wo wir die uns von ihnen überlassene hübsche Wohnung Unter den Linden gegen die Bel-Etage in der Behrenstraße Nr. 69 vertauschen mußten. Da wohnten wir denn so traulich eng beisammen, wie es mir gar wohl gefiel, so daß ich oft später mit Sehnsucht an jene schöne Zeit zurückgedacht habe. Meines Mannes Zimmer war zugleich das meinige; kam Besuch, so schloß er sein Bureau zu, und Niemand ahnte, daß wir uns in eines Herrn

Schreibzimmer befanden. Ordentlicher als er, ohne je pedantisch zu sein oder zu viel Werth auf Ordnung und Nettigkeit zu legen, war wohl nie ein Mann.

Zum Frühjahr indessen sollte uns noch ein oberes Stockwerk eingeräumt werden, das der theure Hausherr beziehen wollte. Die Flucht unserer Zimmer war bequem und hübsch; zum ersten Mal in meinem Leben durften wir uns diese sämmtlich selbst einrichten, und es machte mir Vergnügen, nach vollendeter Einrichtung wahrzunehmen, daß sie sehr gut gelungen war. Unter Anderem nahmen sich die Farben der Zimmer, wenn sie alle geöffnet waren, wie die Farben des Regenbogens gar hübsch aus. Ein kleiner Saal bildete das Entree; daran schloß sich dann das erwähnte elegante Zimmer, welches als Schreib- und Wohnzimmer diente. Nun folgte ein dreifenstriger Salon mit zwei Etablissements, gelben Tapeten, lila Möbel; ein blaues Zimmer, welches wieder seinen Ausgang nach der Treppe hatte und welches die Spiel- und Lernstube der Kleinen war; dann ein helles, großes grünes Zimmer, wo im ersten halben Jahr Mariechen hauste, bis wir sie auf die andere Seite unserer Schlafstube, die auf dieses grüne Zimmer folgte, nahmen. Diese Nähe war mir wichtig, um so wichtiger, da das liebe Kind öfters unruhige Nächte hatte. Einmal, als ich mich erst wieder gegen Morgen zu Bette legte und ihrem Vater meine Sorge um Marie aussprach, brach er in den Ausruf aus: „Wenn Gott uns auch dieses Opfer abforderte, dann bliebe uns doch auch nichts mehr übrig, als uns hinzulegen und zu sterben.“ Dies war seine natürliche Empfindungsweise; aber wie lernte er es später, den rein menschlichen Schmerz dem Herrn aufzuopfern und ein Isaaksopfer nach dem anderen ohne Murren darzubringen. Unserer Marie Kränkeln schien übrigens mit dem Zahnen überwunden zu sein. Sie blieb äußerlich zart, war aber blühend dabei und sehr niedlich.

Auch im Hause unserer Verwandten erweckte Marie wie alle meine Kinder viele Theilnahme und Liebe. Die ältesten fanden liebe Altersgenossen in den drei dortigen ältesten. Thora und Klara bemächtigten sich Arthurs gänzlich. Dieses sah nun zwar die zärtlichste aller Mütter, Amerika, sehr gern; dennoch machte sie jahrelang die Wildheit meiner übrigens, bitte ich zu glauben, sehr artigen Mädchen bange für ihres jüngsten Sohnes körperliche Sicherheit.



Ungefähr mit der Ankunft dieser Verwandten aus Mecklenburg traf die meiner zwei Vettern oder Neffen aus Holstein zusammen, die in Berlin studiren sollten. Es waren Christian Ranzau und Eugen Reventlow.

Die Nachrichten aus Gmkenndorf waren beunruhigend. Meiner Mutter (schon im Winter 1816/17 erwähntes) Uebelbefinden und ihre trübe, tief melancholische Stimmung hatten auf furchtbare Weise zugenommen! Ihre Briefe waren herzerreißend!



## 1818.

Eine kleine Familienfeier, die Amerika zum 27. Januar angeordnet und zu der unser Haus- und Hospoet Christian Ranzau die Verse geliefert hatte, unterblieb wegen der Krankheit meiner Mutter. Als nun aber die besser werdenden Nachrichten mein Herz erleichtert hatten, da sah ich gern dem lebhaften Verkehr zu, der sich zwischen diesem geistreichen Jüngling und unserer heranwachsenden Jugend gebildet hatte. Vormittags begleitete er ihre Spaziergänge, bei denen Amerika immer und auch ich oft die Dueñas machten. Dann wurden die Proverbes ausgesonnen, die abends aufgeführt werden sollten. Aus diesen kleinen Versuchen ward am 12. Februar, dem Geburtstage meiner Marianne, eine förmliche kleine Vorstellung. Noch an demselben Abend ward unter uns die Feier von Amerikas Geburtstag verabredet.

Es ließen sich mir dort zwei Herren vorstellen, Beide als mit den Stolberg'schen Familien befreundet, Beide mir schon dem Namen und dem Charakter nach so bekannt, daß gleich alles Fremde zwischen uns wegfiel. Es waren Romberg und Roeder. Ueber Rombergs stolze, frische Jugend hatte der Verrath seines Vaters bei der Uebergabe einer der preußischen Festungen an die Franzosen im Jahre 1806 einen schwarzen Schatten geworfen. Glühend hatte er danach verlangt, seine in dem Vater tief verletzte Ehre in dem Blut der Erbfeinde seines Vaterlandes rein zu waschen; all sein Sinnen und Hoffen war auf einen